

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 25. — Sonntag, den 17. Juni 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Ludwig Richter und das Erzgebirge

Zum 50. Todestag des großen Malers.

Wenn wir am Dienstag dieser Woche uns daran erinnern, daß vor 50 Jahren in aller Stille am 19. Juni 1884 Ludwig Richter, der deutsche Maler, die Augen für immer geschlossen hat, dann dürfen wir dankbar sein, daß der Meister auch unserem Erzgebirge einige wundervolle Radierungen gab, die mit zu den schönsten seiner Sammlungen gehören. In der vorliegenden Ausgabe unserer Heimatblätter, die wir in Wort und Bild zu einer Ludwig Richter-Nummer ausgestaltet haben, geben wir die uns bekannten Bilder Ludwig Richters aus dem Erzgebirge wieder. Vor allem dürfen ja wir Buchholzer stolz darauf sein, daß Ludwig Richter in der Zeit, wo er im Gewinkel alter Gassen, die hinter Bußenscheiben mit ihren Giebeln hervorlugen, seine Motive suchte, er auch in unserem alten Buchholz die Romantik deutscher Kunst entdeckte und die hier abgebildete Radierung schuf. Wir freuen uns, in diesen Tagen das Bild des alten Buchholz nach der Zeichnung Ludwig Richters überall in den Zeitschriften lesen zu dürfen. Wir Buchholzer sind auf diese Schöpfung Ludwig Richters besonders stolz, und sind dem Maler dankbar, daß er das Bild unserer Vaterstadt mit der alten Kirche und der landschaftlich schönen Umgebung hier für alle Zeiten festgehalten hat. Ludwig Richter suchte immer nach Lieblichkeit der

Landschaft. Wenn seine Wanderungen besonders von Buchholz aus über die Dörfler Höhe führen, der findet oft, wenn er offene Augen hat, solche liebliche Bilder am Wege, wie sie Ludwig Richter gezeichnet hat. Hier in dieser Einsamkeit stiller Wiesen und Felder mag wohl auch das zweite Bild entstanden sein, welches wir unseren Lesern heute auf der letzten Seite im Heimatblatt zeigen können. Unter dem Bild finden wir geschrieben, daß es sich um eine Aussicht vom Böhlberg handelt. Das Bild ist um 1839 unter des Meisters Hand entstand. Unser Erzgebirge ist auch heute noch voll stiller Schönheiten und kann auch heute noch jeden Künstler ebenso reiche Motive schenken, wie sie damals Ludwig Richter bei uns gesucht und auch gefunden hat. Freilich müßte man des Künstlers Augen haben, um all die tausend Schönheiten in sich aufnehmen zu können, die unsere Heimat birgt. Wie ein Kindertraum zaubert uns Ludwig Richter hier Bilder aus der engeren Heimat von alter Zeit in die Gegenwart. Nun laßt uns auf den folgenden Seiten der Heimatblätter lesen und schauen, wie so Ludwig Richter überall im deutschen Vaterland die Schönheiten deutscher Wälder und Felder, deutscher Flüsse und Ströme gefunden, und wie er zwischen Türmen und Türmen die Romantik längst vergangener Zeiten entdeckt hat. S. Sdl.



Buchholz bei Annaberg, Radierung von Ludwig Richter.

Ludwig Richter / Ein kurzer Abriss seines Werkes und seines Lebens.

Von Hans Remying

Daß es einmal einen Ludwig Richter gegeben hat, ist für uns Deutsche so selbstverständlich und natürlich wie der Apfel auf dem Baum und wie das Korn auf dem Acker. Aber daß es keinen Ludwig Richter gegeben hätte, kann man sich schlechterdings nicht denken. Der deutsche Wald würde nach ihm rauschen, die Quellen nach ihm rauschen, die Sonntagsglocken müßten nach ihm läuten, Mütter und Kinder nach ihm rufen und das deutsche Gemüt laut nach ihm schreien. Denn der Werktag braucht einen Sonntag, und das deutsche Volk einen Ludwig Richter, bei dessen Bildern es in seinem Herzen zu singen und klingen anfängt und sein Eigenstes und Bestes aufwacht.

Gewiß, verglichen mit dem, was die Maler von heute schaffen, ist es eine ganz andere Welt, die aus den Bildern Ludwig Richters zu uns spricht. Aber es ist eine ganze Welt, die auch heute noch jedermann, ob jung ob alt, zu lesen versteht, und wenn die heutige auch mit anderen Zeichen und Farben dargestellt wird, so ist die Welt Richters doch keine vergangene oder gar untergegangene Welt, sondern sie lebt ihr Leben auch heute noch, weil ihre Kräfte aus dem Brunnquell des deutschen Gemütes geschöpft sind und weil alle Bilder Innerlichkeit und Herzensreinheit atmen. Bei Richter ist alles echt und treu und wahr und schlicht, sein Leben, sein Charakter, seine Arbeit. Das bürgerliche und häusliche Leben der Mitte des vorigen Jahrhunderts erzählen seine Bilder in hundert und aber hundert Darstellungen. Die Türme und engen Gassen von Meisen und anderer deutscher Städte, sächsische und andere deutsche Landschaften sind ihnen Rahmen und Hintergrund. Aber das Einfache und Schlichte wächst ins Große, das Enge und Heimatfelige ins Weite, ja Unendliche: überall fühlt man die seelische Tiefe Ludwig Richters, seine Frömmigkeit und Religiosität. Richter war ein frommer Mensch, und er sagt selbst: „Als die beiden Pole aller gefunden Kunst kann man die irdische und die himmlische Heimat bezeichnen. In die erstere senkt sie ihre Wurzeln, nach der anderen erhebt sie sich und ainstellt in derselben. In diesem Geiste u. d. in der ihm entsprechenden Form wird die Kunst stets lebendig sein.“

Ludwig Richters Lebenswegen können wir hier nur in großen und raschen Schritten folgen. Er wurde geboren in Dresden am 28. September 1803 als Sohn des Zeichners und Kupferstechers Karl August Richter, späteren Professors an der Dresdener Kunstakademie. Schon mit zwölf Jahren leider wurde der junge Ludwig aus der Schule herausgenommen, und er stand nun neben dem Vater am Zeichentisch als Helfer und Lehrling beim Radieren und Kupferstechen. Als der Vater Lehrer an der Akademie geworden war, nahm der Sohn auch an dem Unterricht dort teil, schließlich durfte er auch Unterricht im Malen nehmen, wornach seine innerste Neigung ging. War er doch schon in der Schule einmal Märtyrer seiner Liebe geworden. Er komponierte damals in heißem Eifer ein Schlachtenbild. Mächtige Rauchwolken lagen über dem Schlachtfeld und im Selbstvergessen der Arbeit rief er halblaut dem Nachbar zu: „Aber jetzt muß die Kavallerie einhauen!“ — Da schlug das Rohrstocklein des Lehrers ein.

Der heranwachsende Jüngling suchte die Mängel der Schulbildung möglichst auszugleichen. Man empfahl ihm Musik, Französisch und Tanz. Er blies Flöte, mußte diese Liebhaberei aber aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. Französisch nahm er frühmorgens bei einem Lehrer, der fast die ganze Stunde zu schlafen

pflegte. Beim Tanz nun hatte er mehr Glück. Er erlebte dabei jugendfrohe Stunden und lernte seine Auguste kennen, die später seine Lebensgefährtin wurde. Eine wertvolle Erweiterung seines Gesichtskreises brachte ihm eine Reise durch Frankreich, die er im Gefolge eines russischen Fürsten machen durfte, wobei er dem hohen Herrn als Reiseandenken Zeichnungen zu machen hatte. Entscheidend für seine Entwicklung wurde aber, daß ein Dresdner Buchhändler, der „Papa Arnold“, der auf seine besonderen Fähigkeiten aufmerksam geworden war, ihn zum Studium nach Rom sandte und ihm für drei Jahre eine Unterstützung von je 400 Talern zusagte. Damit ging Richters kühnster Traum und Wunsch in Erfüllung; denn Rom war damals das Paradies der deutschen Maler. Hier arbeitete und studierte er auch fleißig, und reichen Gewinn und zum Teil lebenslange Freundschaft brachte ihm der Ver-

kehr mit den damals dort lebenden Künstlern Thormaldsen, Schnorr, Koch, Wandell u. a.

Nach seiner Rückkehr erhielt er eine Zeichenlehrstelle an der Porzellanmanufaktur in der romantischen Stadt Meißen, so daß er seine Auguste heimführen konnte. Später wurde er als Nachfolger des Baers Lehrer an der Dresdener Kunstakademie.

Als Künstler lebte er noch in Rom und zehrte ganz von seinen Eindrücken, Erlebnissen und Studien, die er von dort mitgenommen hatte, bis er mit der Ueberrfahrt am Schreckenstein die deutsche Heimat entdeckte, und nun gingen Tore vor ihm auf. Er fand auch immer mehr in die Seele des Volkes hinein, so wie keiner vor ihm, und neben vielen Gemälden entstanden als Ausdruck dieser deutschen Volksseele und des deutschen Volkslebens ein ganz unglaublicher Reichtum von Holzschnitten (s. auch unsere Bilder), die schon im Jahre 1855 die Zahl 2000 erreichten, zusammen aber 3000 überschritten, und meist in besonderen Holzschnittbüchern wie „Oloche“, „Sonntag“, „Tägliches Brot“ und vielen anderen veröffentlicht wurden. Viele Illustrationen zu deutschen Dichtungen, wie zu den Gedichten Hebels, entstanden. Es ist erstaunlich, wie der Brunnquell der Phantasie so lange und so reich aus ihm sprudeln konnte. Allerdings hatte er auch, überanstrengt von der vielen Arbeit, mit manchen gesundheitlichen Hemmungen zu kämpfen. Und der herbste Schlag seines Lebens, von dem er sich nie erholt



Ludwig Richter: Auf der Wiese, Sächsisches Landschaft aus der Dresdener Umgebung

hat und der ihn in einsamen Stunden oft trüb und tröstlos machte, war der frühe Tod seiner Frau.

Den Sommer über lebten sie in Loschwitz, wo er liebevoll den Atem der ländlichen Umwelt in sich aufnahm, und hier in Loschwitz war es, wo seine Frau mitten aus froher Unterhaltung im Kreis der Familienangehörigen und Freunde von der kalten Hand des Todes durch einen Schlaganfall herausgeholt wurde. So ging Richter allein durch die letzten 30 Jahre seines Lebens, bis ihn im Jahre 1884 selbst der Tod ereilte. In der Stille und Einsamkeit legte er alles Unwesentliche, alles Drum und Dran von sich ab und läuterte sich zu einer wunderbaren menschlichen Reife und seelischen Klarheit, und der in der Loschwitzer Einsamkeit ins Tagebuch niedergeschriebene Reimspruch steht auf dem ihm dort errichteten Denkstein:

„Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein;
Freue dich in Gott allein!“

Ludwig Richter und seine Heimat

Von Gertraud Enderlein.



Ludwig Richter: Großmutter und Enkelin. Blick auf die Meißner Frauenkirche

Also müßte es sein. An einigen Tagen im Jahr, den besondern die alle Ludwig Richter-Freunde ganz eigens im Kalender angestrichen haben, müßten die Menschen aus allen Gassen und Straßen der Stadt Dresden in einem langen bunten Zug wallen. Und alle müßten dabei sein, denen seine helle Kunst auch nur eine Stunde ihres oft engen Lebens weit und sonnig gemacht hat. Alte und Kinder. Aber Blumen müßten sie tragen, dicke, dicke Kränze und Sträuße aus Rosen und Ringelblumen, so wie er sie liebte. Und lauter frohe Gesichter müßten es sein. Es könnte auch ruhig ein kleiner Spiz mit dabei sein oder ein biederer Mops mit zwei Sternblumen am Halsband. So würden sie nach dem Westen der Stadt hinüberziehen, die grade lärmige Straße hinaus, die früher still und behaglich war und die man damals die Dörfstraße nannte. Wo aber in der Reihe der alten, schönen Bürgerhäuser mit den barocken Erkerchen und verblähten Jahreszahlen plötzlich grüne Linden- und Fliederkronen übern Zaun schauen, müßten sie in ein hohes schwarzes Gartentor einbiegen; denn da wären sie am Ziel. Sie hätten nur noch einen schmalen gestreckten Weg hineinzugehen, hinter dessen fernstem Ende ein ganz niedriges Landhäuschen sichtbar wird. Vielleicht, daß ein paar blonde Kinder auf den Steintrufen am Eingang zwischen den seitwärts gestreckten goldenen Löwen Marmelkugeln laufen lassen, daß die stillen Augen eines alten Mannes, der die Apfelbäume begreift, sie forschend betrachtet. Das dürfte sie aber alles nicht weiter bekümmern, sondern sie müßten ganz unverzagt anfangen, das kleine Haus mit den vielen Fenstern zwischen den graublauen Läden über und über mit Blumen zu bekränzen, so daß es sehr lustig und festlich dastände eins der heiteren Dorfhauslein aus Meister Ludwig Richters Skizzenbüchern. Dazu könnten sie so ein keckes altmodisches Kinderlied singen oder einen feierlichen Festchoral.

Aber dies alles wird freundlicher Traum sein, niemals erfüllbar. Denn die Menschen haben jetzt viele Sorgen im Sinn und so die Augen nicht hell genug für Ludwig Richter und sein Heimathaus. In ganz ausermählten Stunden aber, so etwa in der Johannisnacht, geht ein anderer Zug den Gartenzweg entlang. Das haben schon allerlei Dichter gesehen, die zu so später Stunde am schwarzen Tor vorbeikamen, und die gute Seele des toten Meisters sieht es auch, wenn sie von irgendeinem milden Stern herniederschaut. In bunter Reihe trippeln sie dahin, und Rittersporn und Malven schauen ein bißchen gönnerhaft auf diesen Festzug. Denn das ist das ganz Seltsame: Die allerkleinsten Leute haben sich da auf den Weg gemacht. Dicke Mäde, und Buben in Kittelröcken und stramm gebundenen Pantöffelchen. Manche müssen sich noch von der großen Schwester führen lassen — ach, das Margaretti mit dem steifen Lätzchen kann

überhaupt noch kein Schrittchen gehn! Die blonde Anna Susannes kommt, mit Henkelkorb und der Fibel, und das Helmschen, das heute gar nicht friert und weint, sondern einen schönen rosenumkränzten Festkuchen stolz balanciert. Natürlich sind auch Hänfel und Gretel mit dem angeknapperten Pfefferkuchen, das Aichenbrödel und der jarte Goldene dabei — alle, alle Kinder aus Meister Richters Bilderbüchern. Und alle haben sie Blumen, an die die großen Leute nicht denken. Nun schmücken sie das Haus mit flatternden Ranken aus Nelken oder Georginen, und oben aufs Dach stecken sie einen besonders schönen Kranz mit vielen bunten Schleifen auf einer langen Stange. Wer aber irgendein fabelhaftes Musikinstrument bei sich hat, etwa ein langes Sieghannrohr oder einen soliden Stiefelknecht, der setzt sich abseits in den Mauerpavillon und bringt dem toten Maler ein stilles Ständchen.

Aber sehen würden dies alles nur die Dichter und die gute Seele des Meisters auf irgendeinem fernem milden Stern.

Ludwig Richters Malerprogramm 1849.

Wir arbeiten viel zu sehr ins Abstrakte, weshalb der Vale häufig so wenig mit den besten Bildern anzufangen weiß. Der Gegenstand ist dem Volksbewußtsein fremd, seine Erscheinung so abstrakt (was man oft ideal nennt), daß der Beschauer nirgends an sein Erlebtes und Erschautes dabei erinnert wird. Anstatt den Hans und Kunz und die Anne Marie sieht er bloß die allgemeine Abstraktion des Begriffes Mensch, oder Mann und Frau, jung und alt.

Ich möchte jetzt nur meine sächsischen Gegenden und Hütten malen, und dazu die Menschen, wie sie jetzt sind, nicht einmal mittelalterliches Kostüm. Ein Frühlingstag mit grünen Korn- und gelben Rübsenfeldern, jungbelaubte Linden- und Obstbäume, dem Bauer, der da ackert im Schweiß seines Angesichts und auf Hoffnung von Gottes Segen, und die kleinen, tatkigen, unschuldigen Bauernkinder, die dem Vater einen Trunk bringen, oder heiter spielen und Sträuße binden, da sie noch im Paradieszustande der Kindheit leben, während der Alte arbeiten muß; dazu Schwalben in der Luft, Gänse auf der Wiese und Goldammer im Gebüsch, der Hauspiz oder die Kühe auch bei der Hand; das alles, so recht treu, streng, innig und lieblich wiedergegeben in Remlings Sinn und frommer, einfältiger und liebevoller Weise, das hätte gewiß Interesse und Bedeutung genug. Wir können nicht immer und nicht alle Heiligenbilder machen.



Ludwig Richter: Beim Bäcker. Burggasse in Meißen mit Stufen und Schloßbrücke



„Deitsch un frei wolln mr sei — un do bleibn mr a drbei....“

Zum Ausklang der Grenzlandkundgebung im Obererzgebirge

anlässlich des Kreisparteitages am 9. und 10. Juli bringen wir für die Chronik unserer Heimatblätter neben der Kundgebung auf dem Annaberger Markt das Bild unseres Kreisleiters Werner Vogelsang in „Dankbarkeit dafür, daß er „A'fach un racht“ — so wie ers angekündigt hatte als rechter Gebirgler unserer Heimat diese machtvolle Kundgebung zu einem Treugelöbnis des Obererzgebirges emporgeführt hat. Wir erleben in diesen Tagen und Monaten manch große und gewaltige Kundgebung für die Wiedergeburt unseres Vaterlandes, hier aber war die Grenzlandkundgebung der Erzgebirgler: „Deitsch un frei wolln mr sei!“ — Aus jedem Wort unseres Kreisleiters Vogelsang klang dieser Ruf der Heimat, in jedem Händedruck, den er mit den hohen Gästen tauschen durfte, ward dieser Wunsch hineingelegt. Wir sind ja Grenzvolk geworden in anderem Sinne wie früher, wo über Deutschböhmen hinweg der Weg frei war zu jenem Großdeutschland, von dem der Gauleiter Frauenfeld aus Wien am Sonntag zu uns sprach, wir sind Grenzvolk genau so wie die Saarländer, wie die Rheinländer im Westen; — ja so und nicht anders sind wir eine Wacht geworden, stehen genau so auf unseren Bergen wie die Wacht am Rhein: Stehen „frei zu unnrer Hamit, weil mr Erzgebirgler sei!“ Dieser Gedanke, wie ihn unser Kreisleiter Vogelsang für die Festtage aufgegriffen und zu Grunde gelegt hat, hebt die hinter uns liegenden Kreisfesttage in Annaberg für alle Zeiten aus dem Rahmen völkischen Ringens aus tiefster Not und Knechtschaft heraus. Deitsch un frei wolln mr sei! — Nichts anderes wollen wir Erzgebirgler ja, als frei als Deutsche auf unseren Bergen leben zu dürfen und wären wir noch so arm, nur „deitsch un frei!“ Hier oben auf den Bergen, wo der Heimatwald in den hohen Wipfeln von der Allmacht Gottes raunt und rauscht, wo der Flug des Vogels frei zum Himmel steigt, wie sollten wir die Ketten tragen, wie der flügelahne Adler, der einst im Wapen klebt. Wir wollen, daß er frei die Fittiche wieder spannt, wie das Sinnbild der neuen Zeit, des neuen Reiches, das unter Hitlers starken Ruf dem Volke heraufdämmert, das uns der Himmel schuf zur Rettung aus Schmach, zur Rettung aus tiefster Not. „Deitsch un frei wolln mr sei un do bleibn mr a

drbei!“ Wie das von uns Erzgebirgler gemeint ist, haben Stabsführer Dr. Ley und Statthalter Mutschmann, haben Frauenfeld und haben alle tief empfunden, die in diesen Tagen Ehrengäste der Bergstadt Annaberg und damit des gesamten Erzgebirges gewesen sind und kein anderer konnte es ihnen in seiner treuergebirgischen Art besser sagen und geben als unser Werner Vogelsang, den uns auch Gott erhalten wolle als Kreisleiter unseres Erzgebirges, weil er, wie kein anderer in seinem ganzen Wesen tief verwurzelt ist mit dem fargen Boden unserer erzgebirgischen Heimat, weil er die Sturmzeiten, die über unser Grenzland einstmals hereinbrachen, selbst und persönlich mit durchlebt und durchkämpft hat. Deshalb ist und bleibt er für uns der rechte Mann am rechten Fleck, deshalb hat er auch in unserer Heimatsprache zu den Männern gesprochen, die das deutsche Schicksal zu meistern jetzt berufen sind und sie werden es nie vergessen, weil es anders war, anders gegeben wie sonst, weil es erzgebirgisch war im Wort und in seiner ganzen Bedeutung.

S. Sdl.

Nachfolgend geben wir die Begrüßungsworte des Kreisleiters Vogelsang in erzgebirgischer Mundart noch einmal wieder:

„Mei Gauleiter!

Meine lieb'n deitsch'n Volksgenoss'n!

Ene große Gefahr herrscht heit bei uns drubn — un dos is die, daß su viel de Schprooch vergass'n, die ne de Mutter gelahrt hot — daß se nimmer dra denkn wolln, wie aafach se früher

warn un daß se esu manichsmol verlageln su ze reden, wie ne dr Schnabel gewachsn is. Wenn mir uns fir unnrer Hamitschprooch eisehen, wissen mr ah, warim mr dos tue. Mir hobn als Gunge dos gelant, wos uns dr Vater un de Mutter gesahnt hobn. Mr hobn uns wuhlgefiehl't drbei un sei drbei gruß geworn. Rochertst mußt'n mr naus in dr Fremd, als mr zeriet'ame, do sahtn se: „Mr mißtannerfchredn!“ Dos, wos mr im Herzen aufgenomme hot, dos vergift mr

net. War sei Hamitschprooch ehrt, dar ehrt 's ganze Volkstum. Braght de Hamitschprooch net un bleibbt esu, wie 'r ieberhaupt ins Labn neigestellt seid. Wenn iech zenächst alle ersch emol begrieß'n tu, su fang iech bei dan ah, dar bei uns im Sachsenland am höchstn dostieht. Mir Erzgebirger



Kreisleiter Werner Vogelsang.

Photo: Erna Reiche, Annaberg



Bild vom Sportfest der Hitlerjugend auf der Südkampfbahn in Chemnitz.

fogn bänn Pußüberichten — huchdeitsch mißt mr fogn: Herr Statthalter. Aber mir Erzgebürger redn net huchdeitsch, sondern aus'm Herzen raus. Mir fogn ganz aafach, dos is unner Rutschmann-Martin. (Stürmischer Beifall.) Un wenn mr dos fogn, do klinge Saitn in uns miet. Mr fiehl'ns, doß Du ze uns gehärst. 's is heit bei uns un mr lah fogn: „Mir hobn schu lang auf Dir gelauert!“ (Wiederum stürmische Beifallskundgebungen.) Un do De nu wieder emol do bist, bleib sei racht lang do. Wenn mr huchdeitsch schpricht, do klatschn die sei net esu, odr wenn mr in unner Schprooch schpricht, die dos Volk vrstieht, su is sofort de Binding hargestellt. Weiter is do unner Stabsleiter, unner guter Harbauer, dar schtieht an ener ganz feirign Schtell. Bos dan alles durch de Händ gieht, un wenn dar noch alle Haar ofn Kopp hot, su is dos ene Auszeichnung un 'r la stolz sei, doß 'r sich in dan Schturmwater su gut hält. Bettr dann dr Adjutant, dr gute Luus. De Leit fogn, wenn dr Gauleiter kimmt, muß immer wos Schwarzes drbei sei. Kä Ubefannter is uns dr Bauer-Robert. (Beifall.) 'r stammt aus Lengsfeld un hot de ganzn Bahr hier rimgekrabst un hot aus dar klänn Bewegung esu en grußen Kreis

gemacht. 'r la uns äfach net vrgassn, wenn mr wos lus hobn is 'r do. Un dos is racht su, mr sei emol ene gruze Familie un mr gehär'n zesamm. Un iech will Eich mol wos fogn. Die Schperrgoischen, die gelabn, doß dr nationale Sozialismus ene Modesach sei, die solln siech geteifcht hobn. Mr haltn zesamm wie Bach un Schwafel. Dobei is ganz egal, ob ener ubn schtieht oder untn. De Hauptsach is, doß ener 's Herz ofn racht'n Flad hot. Mr missn zesammhaltn un dodrbei müßt ihr ieber äns noochdenkn: Vir dr erzgebürgschen Seel schtiehe zwä Wächter, zwä Lichttrager. Dos ene is dr Engel un dos annere dr Bargmah; die bewachen unnere Seel. Die zwä Gestalt'n sei aus'm Herzen geschaffn worn un se lächtn uns immer wieder ins Herz nei. Die Lichtle, die uns leuchtn, die lächtn von dr Hamitlieb zr Vaterlandslieb. Esu is dr Kampf bei uns gruf geworn. Mir hatten uns geschworn 's alte „Deitsch un frei wolln mr sei“. Mir Erzgebürger sei bei dan Wort gebliebn, mr warn deitsch un frei. Un 's ward immer esu bleibn, wie's war.

**Aafach un racht, grodaus un net schlacht,
Dr Hamit un ne Volk frei, su miß mr sei!“**



Kundgebung auf dem Annaberger Markt anlässlich des Kreisparteitages der NSDAP. in Annaberg am 10. Juni 1934.

Aus Ludwigs Richters Kinderjahren

Am Tage vor St. Michael, den 28. September 1803, erblickte ich das Licht dieser Erde in der Friedrichstadt, einer Vorstadt Dresdens, welche die Hauptallee zu ihrem Sitz nicht erkoren hatte.

Auch meine Eltern wohnten in den ersten Jahren ihrer Verheiratung daselbst auf der Ostrastraße. Mein Vater, Karl August Richter, am 6. Juli 1778 in dem Dorfe Bachau bei Radeberg geboren, war Zeichner und Kupferstecher und ein Schüler Adrian Jnggs, von welchem ich auch meinen Vornamen Adrian bekommen habe, weil er mein Pate gewesen.

Meine Eltern nahmen bald nach meiner Geburt eine Wohnung in der Stadt, auf der äußeren Rampischen Gasse, von wo es der Vater näher zu dem auf der Moritzstraße gelegenen Atelier Jnggs hatte.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist ein Besuch bei Großpapa Müller, der ein kleines Kaufmannslädchen und ein Haus mit sehr großem Garten auf der Schäferstraße besaß. Auf dem Wege zu den Großeltern waren wir bei einem Hause vorübergekommen, vor welchem ein schöner Rasenplatz mit vielen Glocken- und weißen Sternblumen meine Aufmerksamkeit so gefesselt hatte, daß ich kaum von der Stelle zu bringen war. Als ich aber bei den Großeltern angelangt und regaliert worden war und vor dem Hause herumtrippelte, — ich zählte damals etwa drei Jahre — fielen mir die wunderschönen Sternblumen wieder ein, und ich wackelte in gutem Vertrauen fort durch mehrere einsame Gassen und gelangte auch richtig zu dem Gehöfte mit dem schönen Rasenplatz, wo ich dann für den Großpapa einen prächtigen Strauß pflückte und wieder fortmarschierte. Da ich aber nur vertrauensvoll meiner Nase nachging, und diese vermutlich damals ein noch zu kleiner Wegweiser war, so brachte sie mich nach der entgegengesetzten Richtung auf weiten, weiten Wegen in die Stadt. Ich war sehr verwundert, daß Großpapas Haus auch gar nicht kommen wollte, trotzdem es Abend wurde. Lebhaft erinnere ich mir's, wie ich kleines Bäumchen, den Blumenstrauß fest in der Hand, um Mitternacht auf dem im Mondchein ruhenden Altmarkt stand, ein so winzig kleines Figürchen auf dem großen, öden Plage; da kam der Rettungengel in Gestalt eines Ratswächters, den Dreimaster auf dem Kopfe und den Säbel an der Seite, von dem im Schatten liegenden Rathause herüber, fragte mich und trug mich zu der in Todesängsten schwebenden Mutter; denn man hatte das verlaufene Kind bereits auf dem Rathause gemeldet, und mein wirklicher Schutzhengel hatte mich glücklich davor geführt.

Ich will aber jetzt auf die Großeltern zurückkommen. Beide, sowohl die von väterlicher wie, mütterlicher Seite, repräsentierten noch die alte Zeit, das vorige Jahrhundert, und zwar in seiner kleinstädtlichen Gestalt. Wir haben sich die Bilder von ihnen und ihrer Umgebung bis aufs kleinste lebendig erhalten; denn es waren charakteristisch ausgeprägte Typen bürgerlichen Kleinlebens, während die Dinge im elterlichen Hause in meiner Erinnerung viel mehr verblaßt sind, denn sie trugen das modern nüchterne Gepräge der neuen Zeit und übten unendlich weniger poetischen Reiz.

Die Müller-Großeltern wurden oft besucht. Das kleine Kaufmannslädchen, durch welches man den Eingang in das noch kleinere und einzige Stübchen nehmen mußte, war ein höchst interessantes Heiligtum. Das Fenster außen garniert mit hölzernen, gelb und orange bemalten Kugeln, welche Zitronen und Apfelsinen vorstellten, die aber in natura niemals vorhanden waren und bei der armen Kundschaft auch keine Käufer gefunden haben würden; dann der große, blanke Messingmond, vor welchem abends die Lampe angezündet wurde, und der dann mit seinem wunderbar blendenden Glanze das Lädchen in einen Feenpalast verwandelte; die vielen verschlossenen Kästen, der anziehende Sirupständer, dessen Inhalt so oft in den schönsten Spirallinien auf das untergehaltene Dreierbrot sich ergoß, die Büchsen mit bunten Zucker- und Ingwer-

plätzchen, Kalmus, Johannsbrot und schließlich der Duft dieser Atmosphäre: welche ahnungsvolle Stätte voll Herrlichkeit! Endlich der Kaufherr selbst, mit baumwollener Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenschürze geschmückt, wie hastig und eifrig fuhr er in die Kisten, langte dem Barsüßler für 1 Pfennig Pfeffer, 1 Pfennig Ingwer, 1 Pfennig neue Würze und 3 Pfennig Baumöl freundlichst zu.

Ein Hauptvergnügen verschaffte mir der dicke Stoß Bilderbogen, welche im Laden zum Verkauf lagen, und die ich alle mit Mühe betrachten konnte. Außer der ganzen sächsischen Kavallerie und Infanterie waren da auch „die verkehrte Welt“ mit herrlichen Reimen darunter, „das Gänsepiel, die Kaffeegesellschaft, Jahreszeiten“ u. dgl., alle in derbem Holzschnitt, grell bunt bemalt. Der ehrbare Meister und Verleger dieser Kunstwerke war ein Friedrichstädter Mitbürger, Rüdiger, den ich auch mehrmals mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die Schäferstraße hinabwandelnd gesehen habe. Großer Dreimaster, zwei Haarmüßle und Haarbeutel, apfelgrüner Frackrock, Schnallenschuhe und langes spanisches Rohr, so schritt er ehrenfest daher. Ruhe in Frieden, Freudenspender der Jugend, du Adam und Stammvater der Dresdener Holzschnitzer, ehrwürdiges Vorbild und Vorläufer!

— Endlich der von den Nebengebäuden eingeschlossene Hof mit dem daranstoßenden, sehr großen Garten, welcher ein Schauplatz süßester Freuden! Da wurde mit der Jugend der Nachbarschaft ein Vogelschießen veranstaltet, am Johannistag um eine hohe Blumenpyramide von Rosen und weißen Lilien gelangt, oben die herrlich duftende Vorkammer besucht, wo die süßen Zapfenbirnen und anderes frisches und trockenes Obst in Haufen lagen, unten der Schweinestall mit seinen Insassen rekonnoziert, und welcher ein Festtag, wenn das Tier geschlachtet wurde! Zwar durfte ich bei dieser Exekution nicht zugegen sein und hörte die durchdringenden Seufzer nur von ferne; aber dann sah ich das schöne Fleisch gar appetitlich zerlegen, das Weißfleisch kochen, und das kleine, eisenstrige Wohnstübchen war für den Metzgermeister zum Wurstmachen hergerichtet. Ein Geruch von süßem Fleisch, kräftigem Pfeffer und Majoran durchwärmte die Luft, und welche Wonne, zu sehen, wie die hellen, langen Leberwürstlein samt den teils schlanken, teils unterlegten oder gar völlig korpulenten Blut- und Magenwürsten in dem Brodeln des großen Kessels auf- und untertauchten und endlich herausgefischt und probiert wurden.

Wie lebendig war es dann in dem Lädchen; die Klingel himmelte ohne Aufhören, denn „Müllers hatten ein Schwein geschlachtet“, und so kamen die Kinder in Scharen mit Töpfchen und Krügen, und immer wiederholte sich die Bitte: „Schenken Sie mir ein bißchen Wurstbrühe, Herr Müller!“ Der cholerische, sonst gute Herr Müller konnte sich der Scharen gar nicht mehr erwehren, die Klingel himmelte völlig Sturm, mit immer größeren Schritten lief er hinter der Ladentafel scheltend und polternd einher und gleich so wegen der Kürze des Raumes einem im Käfig herumtrabenden gereizten Tiger. Endlich stand die Zipfelmütze holzgerade in die Höhe, und das Wetter brach los: „Ihracker, jetzt packt euch alle, sonst kommt die Hezpeitsche!“ und im Nu stürzte und purzelte die ganze Bande zur Ladentür hinaus, und der gute alte Müller stand mit der drohenden Hezpeitsche, wie der Donnergott Zeus, unter der offengebliebenen Tür und schloß diese dann eigenhändig, wenn die Schar sich verlaufen hatte.

Dies kleine Müllerlädchen mit seiner Kundschaft, die in einem armen Stadtviertel eine recht bunt-charakteristische ist, hat gewiß auf mein künstlerisches Gestalten in späteren Jahren viel Einfluß gehabt; unbewußt tauchten diese Geister alle auf und standen mir Modell.

Dies waren nun die Eindrücke aus der Menschenwelt; der Garten bot anderes. Noch bis heute berührt mich der Anblick der Blumen, aber nur der bekannten, welche ich in der Jugend sah, ganz eigentümlich und tief. In der Farbe und Gestalt, im Geruch und Geschmack mancher Blumen und Früchte liegt für mich



Ludwig Richter: Zum Essen! Zum Essen

eine Art Poesie, und ich habe die Früchte mindestens ebensogern nur gesehen, als gegessen. Der Garten hatte Rosenbüsche in Unzahl. Wie oft guckte ich lange, lange in das kühle, von der Sonne durchleuchtete Rot eines solchen Rosenkeldes, und der herausströmende Duft mit samt der himmlischen Rosenglut zauberte mich in ein fernes, fernes Paradies, wo alles so rein, so schön und selig war! Ich wußte freilich nichts von Dante; jetzt aber meine ich, er habe wohl auch in solche Rosenglut geschaut und kein besser irdisch Bild für seine Paradiesvision sich erdenken können, und in den Kelch setzt er die Reinste der Reinen.

Es stand am Ende des Gartens ein uralter Birnbaum, zwischen dessen mächtigen Ästen ich mir einen Sitz zurecht gemacht hatte. Manche Stunde verbrachte ich träumerisch in dem grünen Gezweig, um mich die zwitschernden Finken und Spähen, mit welcher letzteren ich zur Zeit der Reife die Birnen teilte, die der alte Baum in

Unzahl trug. Von diesem verborgenen Aufenthalt überblickte man den ganzen Garten mit seinen Johannis- und Stachelbeersäulchen, den Reihen wild durcheinanderwachsender Rosen, Feuerlilien, brennender Liebe, Ladi und Leukoien, Hortensien und Eisenhut, Nelken und Fuchschwanz — wer nennt alle ihre Namen! Dann zur Seite die Gemüsebeete, und über die Gartenmauer hinüber die gelben Kornfelder und die fernen Höhen von Roßtal und Blauen! Das war nun mein Bereich, wo ich mich einsam oder in Gesellschaft von Spielgenossen oder tätig beim Begießen der Gurken, des Kopfsalats, der Zwiebeln, und Bohnen beschäftigte. Ob sich bei solchem Treiben auf einem für das Kindesalter geeigneten reichen Schauplatz Phantasie und Gemüt nicht noch besser ausbilden sollten, als in den jetzt beliebten Kleinkindergärten, wo systematisch gespielt wird, stets mit bildender Belehrung und von liebevoller Aufsicht umgeben?

Vigli-Pugli und andere nachdenkliche Geschichten aus Ludwig Richters Leben

Religion durchs Kasperltheater.

Einer der tiefsten Eindrücke religiöser Art, welche ich in den Kinderjahren empfing, kam mir in einem Kasperltheater. Ich war glücklicher Besitzer eines Kupferdreiers, wofür ich mir Kirschen kaufen sollte. Nun hörte ich aber von einem größeren Knaben, daß bei „Hosapothekers“, — so hieß ein altes Haus auf der Pillniger Straße — in der Puppenkomödie Dr. Faust aufgeführt würde. Da es auf der Galerie daselbst nur drei Pfennige Entree kostete, so wanderte ich mit meinem Dreier und mit meinem Schulkameraden stracks dahin. Das Stück war die alte bekannte Puppenkomödie.

Da kam nun eine Szene, wo der Herr Doktor verschiedene böse Geister zitiert und einen nach dem andern über seine Fähigkeiten und Kräfte examiniert. Zuletzt erscheint zappelnd und schlotternd ein kleines Teufelchen mit dem hübschen Namen Vigli-Pugli; er wird von Faust gefragt, ob er wohl zuweilen ein Verlangen nach der ewigen Seligkeit spüre, und antwortet zitternd: „Herr Doktor, wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel hinaufführte, und ihre Sprossen wären lauter scharfe Schermesser, ich würde nicht ablassen, sie zu erklimmen, und wenn ich in Stücke zerschnitten hinaufgelangen sollte.“ Dieser drastische Ausdruck ließ mich die Wichtigkeit der Sache, um die es sich hier handelte vollkommen nachempfinden. Ich konnte die Worte nicht vergessen und ging tief ergriffen nach Hause, tiefes Mitleid im Herzen tragend mit dem kleinen, schwarzen, so greulich zitternden Vigli-Pugli.

Der kleine Ludwig im Religionskrieg.

Wir mochten im Winter komisch genug aussehen, da wir in gleichen Pelzmützen und in gleichen Mänteln prangten, die aus Richter-Großvaters altem Mantel von braunem Kapuzinerkuttentoff gemacht waren. Jeder trug ein Paar Fausthandschuhe an grünen Bändern befestigt; sie dienten nicht allein zum Wärmen der Hände, sondern hatten auch zuweilen im Gesicht zu funktionieren.

So strebten wir, unsere Ränzel auf dem Rücken, ehrbar nach Hause, wurden aber häufig in der Nähe des Prinzenpalais von einem Kometenschweif lutherischer Schulknaben in unserer Bahn gekreuzt und irritiert. Sie stellten uns, und herausfordernde Reden, wie sie die Helden vor Troja ihren Kämpfen vorangehen ließen, flogen hinüber und herüber, bis schließlich ein kleiner, kühner Reher uns mit weitgeschallender Stimme „katholische Möpfe“ titulierte, worauf das Handgemenge begann und alle bunt durcheinander brachte.

Schneeballen flogen, Lineale und Bücherbände arbeiteten wacker, aber zuletzt wurden wir Katholischen aufs Haupt — vulgo auf die Pelzmütze — geschlagen und mühten, verfolgt vom Hohnschrei der Lutherischen, den Rückzug antreten. Dies waren die ersten und heftigsten konfessionellen Streitigkeiten, die ich zu bestehen hatte.

Die beiden heiteren Episoden sind nur die eine Seite einer Sache, die eine zweite, ernste hat, aber eine vorbildliche und erfreuliche. Der katholische Ludwig Richter, der die Messen seiner Kirche besucht, freut sich als Badegast in Ostende der deutschen Predigt in einer protestantischen Kirche, besucht die Predigt dieser Kirche auch anderwärts, obwohl er gelegentlich auch etwas daran auszufehen hat. In seinem hohen Alter besucht er noch den evangelischen Pfarrer Blumhardt im württembergischen Bad Boll und rühmt von ihm: „Die Liebe ist seine Religion. Er schließt niemand aus, hat das weiteste Herz nach Konfession fragt er nichts.“

Ludwig Richters Leben, in Kürze von ihm selber dargelegt.

Meine Jugend war arm, verkümmert, vielfach bedrückt und meine Lehrzeit war nur Arbeitszeit gewesen; ich lernte nichts oder wenig dabei. Nun kam ich nach Rom, und von allen Seiten wurde mein dürftiger, hilfsbedürftiger Geist angeregt; ich war überglücklich, und ein reiches Leben und Streben begann.

Mein Ideal lag auf Seite der historischen Landschaft, welche ich

auf meine Weise zu entwickeln dachte. In die Heimat zurückgekehrt, erfaßte mich sehr bald wieder die Not des Lebens. Ich hatte glücklich, aber doch vielleicht zu früh geheiratet, wodurch der Weg erschwert wurde. Der Druck, welcher auf mir lag in den sieben Meißener und in den ersten darauf folgenden Dresdener Jahren, war so groß, daß mein Streben, in den Gärten des Parnasses, wo die hohen edlen Blumen blühen, ein Plätzchen zu erlangen, unerreichbar schien. Da kam der Holzschnitt auf, der alte Dürer winkte, und ich pflanzte nun diesen Zweig. Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Gipfel des Parnass, so blühte sie doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, und die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquidete sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel flog. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten.

Soli Deo Gloria!



Ludwig Richter: Hört ihr Herrn und laßt euch sagen...

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



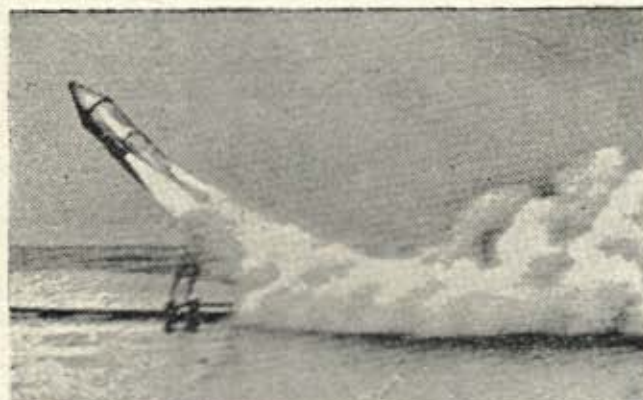
Die katastrophale Dürre in England.

Auf unserem Bild sieht man Bewohner eines Dorfes in der Nähe von Derby, die an dem einzigen noch vorhandenen Quell nach Wasser anstehen.



Die Postrakete kommt.

Der deutsche Erfinder Gerhard Zucker ist zurzeit in England mit Versuchen zur Einrichtung einer Raketenpost über den Ärmelkanal beschäftigt. Unser Bild zeigt den Abschluß einer Rakete und den Erfinder mit seiner Rakete.



Das Zeltlager der Pimpfe.

Auf dem Tempelhofer Feld wurde von Angehörigen des Jungvolks ein Großzeltlager errichtet, das zur Befähigung freigegeben wurde. (Siehe Bild nebenstehend.)



Hier ruht der Dichter Hermann Löns
der am 26. September 1914 bei Reims fiel.

Nebenstehendes Bild gehört zu dem Artikel „Ludwig Richter und das Erzgebirge“ auf der 1. Seite des (H.)



Aussicht vom Pöhlberg. Nach einem Stiche von Ludwig Richter.